

№ 136.

Dienstag, am 15. November 1836.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Lotterieglück.

Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?

Gellert.

Der Zufall wird dem Menschen wohl oft ein Retter in der Noth; allein meistens wird er dort, wo er sich recht günstig zu gestalten scheint, nur ein Verführer der Leichtbethörten, der unter einer Hülle prangender Blumen eine Fallgrube verbirgt. Indem wir jubelnd herbeirennen, die schönen Blumen zu pflücken, stürzen wir in die Grube, in welcher die Hyänen der Reue und des Elends auf uns lauern. Der menschliche Scharfsinn kann den Kreis der Erde und die Weite des Himmels durchmessen; aber um mit Bestimmtheit sagen zu können: dieses oder jenes anscheinbar günstige Geschick würde mir wahrhaft zum Glücke gereichen, dazu sind die Augengläser unserer Verstandeskraft zu matt. Namentlich hat sich das Lotterieglück, durch vielfach gemachte Erfahrungen und vorgekommene Beispiele als eins der betrügerischsten aller Glücksfälle gezeigt. Unter Tausend jener Personen, welchen ein Glückstreffer aus dem Fortunasrade zufällt, ist kaum Eine zu nennen, die nicht, von dem Glücksrausche betäubt, aus dem herbeigeflossenen Glücksstrome sich eine Unglücksquelle bereitete. Nebenbei ist das Lotterieglück auch für viele Nietenzieher verderblich. Sie geben sich bis zum letzten Ziehungstage einer thörichten Hoffnung hin, verspielen das Letzte, beachten nicht mehr den kleinen Gewinn auf gewöhnlichem Wege, trinken auf Fortunas Gesundheit, fühlen sich dann bei eingehender Nietenbotschaft bis auf die Seele erschüttert, und schreiten nicht selten zu Verbrechen, die mitunter bis zum Selbstmorde entarten. Daher wird auch in den civilisirten Staaten die Lotterie als das, was sie ist; als eine moralische Pest, erkannt, und nach und

nach abgeschafft, oder doch so eingerichtet, daß sie dem Minderbegüterten weniger zugänglich bleibt. —

Indeß findet sich auch im Unkraute mitunter ein gesunder Halm, und selbst das Schreckliche hat seine komische Seite. Von dieser Seite betrachtet, und eines gesunden Halms dabei Erwähnung gethan, möge hier folgend eine kleine Geschichte den Unterhaltungsstoff darbieten.

Als der erste Hauptgewinn sich noch auf 100,000 Thaler beschränkte, kam in Berlin folgendes Ereigniß vor. In früher Morgenstunde am ersten Ziehungstage der 5ten Klasse besuchte ein lockerer Schneider, den wir Zwirn nennen wollen, seinen Wandergefährten und Freund aus früheren Tagen, der hier — um doch auch einen Namen zu haben — Klugmann heißen möge. Der letztgenannte, der während einer Reihe von Jahren in einer Lyoner Fabrik gearbeitet, und durch Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsamkeit zu einem kleinen Vermögen von einigen hundert Thalern gelangt war, hatte sich kürzlich in Berlin etablirt. Noch ohne Hilfsarbeiter, hatte er in einem Stübchen seinen Laden eröffnet, der mit jedem neuen Tage sich eines zahlreichern Zuspruchs erfreute. Zwirn erschien jetzt mit einem Anliegen eigener Art. „Sieh, Bruder," klagte er, „hier hab' ich die Viertelloose von vier Klassen, in welchen ich wie eine Maus durch die Suppe gefallen bin. Für die vier Klassen hab' ich das Geld bis zum letzten Pfennige bezahlt; für die fünfte Klasse, mit der sie heute den Anfang machen, ist es mir aber rein unmöglich, das Geld aufzubringen. Und doch hab' ich die feste Ahnung, daß meine Nummer als großes Loos hervorgehen wird. Dir allein möcht' ich nun dieses Glück gönnen! Gieb mir für die vier ersten Klassen was Du willst, und löse Dir dann ohne Zeitverlust das Viertelloos zur letzten Klasse ein. Wenn Du den großen Gewinn dabei beziehst, so wirst Du mein nicht vergessen!" — Vergebens suchte Klugmann seinen Freund Zwirn abzuweisen; mehr um sich von der Gegenwart des Aufdringlichen zu befreien, als sich einer Hoffnung zuneigend, nahm er endlich die Loose an, zahlte dem Geldbedürftigen dafür den vollen Betrag, und versprach dabei lächelnd, in einem Glücksfalle sich großmüthig zu zeigen. Darauf ging er zu dem Unterkollekteur und löste das Viertelloos ein.

Gegen die Mittagszeit war Klugmann, der des Lotterieelooses nicht weiter gedachte, eben eifrig in seiner Werkstätte beschäftigt, als Zwirn mit hochglühendem Angesicht, auf welchem starke Frühstücksfolgen und ungewöhnliche Heiterkeit zu lesen waren, hereinstürzte. „Bruder!" rief er, „ich gönne Dir das Glück aus dem Grunde meines Herzens. Wie ich es Dir vorhersagte, ist es gekommen: Du hast nun 25,000 Thaler gewonnen!" — Gleich darauf erschien ein kleiner Mann, keuchenden Athemzuges und flüchtigen Schrittes. Es war der Unterkollekteur Schlau. Auf seinen Lippen schwebte sichtbar ein Geheimniß, die Freude spielte selbst mit seinen Augenwimpern. Nach flüchtig eingezogener Erkundigung über den gegenwärtigen rechtmässigen Besitzer des Viertelloses, drückte Herr Schlau sein lebhaftes Bedauern aus, beim Besuche des Herrn Klugmann vom Hause entfernt gewesen zu sein, klimperte dann mit Geld in den Taschen und meldete sich als Ueberbringer einer sehr frohen Botschaft an. „Dürften sich gar nicht her bemüht haben!" fiel ihm Zwirn in die Rede. „Mir hat mein Freund sein Glück allein zu danken, und ich hab' ihm auch schon die Nachricht von dem Gewinn des großen Looses überbracht." Dem Unterkollekteur konnte das eben nicht angenehm erscheinen; auch wurde sein Anerbieten, einen baaren Vorschuß von einigen 100 oder auch 1000 Thaler zur Stelle zu machen, zurückgewiesen. Klugmann nahm vielmehr die Glücksbotschaft zwar froh, doch ohne Zeichen eines überraschenden Eindrucks auf. Er lebte und arbeitete wie früher, ruhig den Zahlungstermin abwartend. Kaum war dieser erschienen und das Geld in vollwichtigen Friedrichsdoren in des Gewinners Hause, als Herr Zwirn, als der Gratulanten erster seine Aufwartung machte.

(Schluß folgt.)

Die Grotesken Herren Croft und Atterbury.

Am 11. d. M. zeigten sich die vorgenannten Künstler dem Danziger Publikum zum ersten Male. Die Vorstellung (im Abonnement) fand im Schauspielhause statt. Die Zuschauerzahl war geringe, die Ueberraschung aber und der darauf folgende Beifall ununterbrochen und groß. Die Kunstleistungen dieser Grotesken bestehen in den seltsamsten und, beim Nacherzählen, an Unglauben grenzenden Gliederverrenkungen. Was man sieht und nicht begreifen kann, das sucht man (wenigstens die Vorklugen) gewöhnlich,

auf mathematische Berechnungen gestützt, durch am Leibe der Künstler verborgene Maschinen und Stahlfedern zu erklären, wobei dann nicht selten die albernsten Muthmaßungen mit in die Reihe kommen. So z. B. war es bei Rappo der Fall. Wollte man auch diesen Künstlern, die eigentlich nur mit den Beinen die unerklärbarsten Stücke ausführen, verborgene Hilfsmittel in die Rechnung bringen, so müßte man ihnen diese wenigstens im Körper zugestehen. Es kann auch nicht anders sein, die Hrn. Croft und Atterbury haben sich wahrscheinlich einer ungeheuern Operation unterworfen: sich die natürlichen Menschensehnen und Gelenke ausschneiden, und in deren Stelle Stahlfedern einsetzen lassen. — Bei Beiden verrichten Arme und Beine einen gleichen Dienst. Während diese Künstler auf dem einen Beine kerzengerade stehen, ruht der Obertheil ihres Körpers auf dem andern Beine gemächlich wie auf einem weichen Lager; oder sie gebrauchen dieses zweite Bein auch wie der Soldat sein Gewehr, wie der Stutzer seine Lorgnette, wie der Drescher seinen Flegel. Dem heutigen Theaterzettel war noch ein großer, zweiter Zettel mit Abbildungen der wunderlichsten Attitüden beigegeben. Mancher rief beim Anblick dieses Zettels: „das ist rein unmöglich! Ein Menschenbein ist kein Zahnstocher, mit dem man nach Belieben schalten und walten kann.“ Aber siehe: die wirklichen Leistungen dieser Grotesken überragten weit jene Abbildungen auf dem Zettel! Bald stecken diesen Künstlern die Füße hinter dem Kopfe wie ein Paar Eselsohren hervor, bald bilden sie wieder, im Stehen, Sitzen oder Liegen mit ihren Gliedmassen die räthselhaftesten Hieroglyphen. Oft weiß man bei ihnen nicht mehr Brust, Rücken, Kopf, Beine und Arme von einander zu unterscheiden, weil Alles so zu einem Knäuel geformt und in einander verworren ist. Man wird mitunter besorgt, daß die Darstellenden ihre Glieder nicht wieder zusammen finden und in die alte Form bringen werden. Dabei haben diese Gliederkunststücke nicht im mindesten ein Gepräge von Schreckhaftem oder gar Widerlichem; ihr Charakter ist vielmehr das Anmuthvolle und Komische. Beide Darsteller sind schöne junge Männer im elegantem Kostüme, die ihre Produktionen tempomäßig nach einem Straußischen Walzer ausführen. Namentlich zeigt Hr. Croft eine adonische Heldenfigur und macht, während er auf dem Kopfe steht, mit den Füßen einen Lufttanz, den selbst unsre Meister und Meisterinnen „in der höhern Tanzkunst“ nicht höher und kunstgeregelter ausführen können.

Bei ihrem nächsten Auftreten können die Hrn. Croft und Atterbury versichert sein, neben dem schallenden Lohn auch einen klingenden zu finden. Nur eine Besorgniß will uns das Erscheinen dieser Künstler erwecken: die liebe Jugend wird nämlich, ihrer Gewohnheit nach, sich auch hier in der Nachahmung versuchen und mancher Bube sich dabei Arm und Bein ausrenken.

W. Sr.

Nothwendige Erwiederung.

In den Nummern 133 und 134 des Dampfboots befinden sich mit Kr. unterzeichnete Theaterberichte, die vorzugsweise tadelnde Bemerkungen über das Orchester aussprechen; ich halte es für meine Pflicht, Folgendes darauf zu erwiedern.

So lange die räumliche Form des Orchesters die gegenwärtige bleibt, wird Niemand, der etwas von Akustik und von der Bewegung des Schalls versteht, ein vollkommenes Ensemble verlangen. Der Raum ist etwa 6 Fuß breit, und mißt die ganze Breite des Hauses als Länge, d. h. 60 bis 70 Fuß. Daß es in einem solchen Raume nicht möglich ist, ein Orchester zu placiren, wird wohl jeder Musikverständiger einsehen. Die Blech- und Schlaginstrumente, die am meisten im Stande sind, die rhytmische Bewegung zu beeinträchtigen, befinden sich links und rechts an den entgegengesetztesten Enden; können diese nun ihre Stimmen nicht dergestalt auswendig, daß sie fortwährend nach dem Taktstock sehen und spielen dürfen, so ist es natürlich, daß sie zuweilen um einen halben, ja um einen ganzen Schlag zurück sein müssen; denn im forte sind diese Entfernten nicht im Stande, auch nur einen Akkord vom Bogenquartett zu hören. Der Schall bewegt sich bekanntlich langsamer als das Licht, und man sieht den Blitz früher, als man den Donner hört. Noch ist zu bemerken, daß Jemand, der auf der äußersten Rechten oder Linken seinen Platz in der Nähe des Orchesters wählt, gar kein Urtheil über dasselbe haben kann, denn er wird bei der strichartigen Form desselben nur immer einzelne Instrumente hören.

Was die Arpeggio-Akkorde betrifft, so muß ich dem achtungswerthen Herrn Referenten, der vielleicht kein Boginstrument ausübt, zur Belehrung bemerken, daß wenn die Violinen einen Akkord z. B. h dis fis h als ein Viertel anzustreichen haben, dieser Akkord immer harpeggirt, gebrochen klingen muß, weil der Bogen nur zwei Saiten auf einmal fassen kann.

Die ersten Hörner im Anfange des Jägerchors haben weder ich noch irgend Jemand im Orchester ver-

mißt; wegen der hohen Lage der auszuführenden Figur aber kann der erste Hornist nur vorsichtig und schwach intoniren, und wenn Herr Referent rechts in der Nähe der dazu alleinbegleitenden Baßposaune, die 60 Fuß von dem Platz der Hörner entfernt steht, sich befanden, so glaube ich gern, daß Sie die Hörner nicht haben hören können. In der Wolfsschlucht aber bei den Worten Samiel's: „Es sei! bei den Pforten der Hölle — morgen er oder du!“ wo die Hörner ganz solo mit den Fermaten c G c begleiten, fehlten dieselben, größtentheils wegen Unleserlichkeit der höchst unsaubern und uncorrekten Stimmen, und das haben der Hr. Referent nicht bemerkt, — sind daher, wie ich merke, nicht ganz zuverläßig.

Zu dem Ungehorsam, den Sie, Hr. Ref., im Orchester gegen mich vermuthen, hat dasselbe erstens gar keinen Grund; zweitens haben die resp. Mitglieder desselben als Leute von Ehre auch zu viel Kunstgefühl, als daß sie, um einen Einzelnen zu kränken, ihren Ruf als gute Musiker auf's Spiel setzen werden. Musikanten sind bis jetzt nicht Mitglieder des Orchesters. Eine Reform desselben steht mir nicht zu; auch wüßte ich nicht, wie man es besser besetzen sollte.

F. H. Truhn, Musikdirektor.

Neues Unglück.

Am 6. d. M. wurde die kleine Stadt Straßburg in Westpreußen, während des Nachmittagsgottesdienstes von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht, die dort ein großes Unglück bereitet hat. Als gerade die evangelische Gemeinde zur Einsegnung ihrer Jugend in der Kirche versammelt war und der Segen über die Confirmanden ausgesprochen wurde, ertönte der Schauder erweckende Ton der Feuerglocke. Ein Bürgerhaus im bewohntesten Stadttheile stand in Flammen, die von einem stürmischen Süd-West-Winde mit reißender Wuth weitergetragen wurden. Um Mitternacht waren schon 18 Bürgerhäuser in Asche gelegt. 50 Familien, mehrentheils thätige und rechtschaffene Handwerker, sind jetzt gänzlich der Mittel beraubt, ihr Gewerbe fortsetzen zu können. Weinend auf den Trümmern ihrer Habe, dem Hunger und der Nacktheit Preis gegeben, sehen sie dem herannahenden Winter bange entgegen.

Der vom Unglück verschont gebliebene Theil der Bürgerschaft in Straßburg ist zu arm, um den Leidenden als Retter in der Noth dienen zu können. Es hat sich daher die dortige Kommunal-Behörde mit edlen Männern verbunden, die nun nahe und ferne alle Menschenfreunde, deren Herzen für fremdes Unglück empfänglich sind, um Beistand anrufen. *)

Tauwerk.

In Paris hat ein 90 Jahr alter Kapitalist mit seinem Arzte folgenden Vertrag abgeschlossen. Für jedes Jahr, welches der Greis noch lebt, erhält der Arzt 3000 Franken, wird jedoch der alte Herr krank, so wird der tägliche Betrag, so lange die Krankheit dauert, von dem Jahrgehalte in Abzug gebracht, und von dem Tage an, an welchem der Greis stirbt, hört die Zahlung ganz auf. Besser kann gewiß Niemand für die Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit einen Arzt interessiren. Der alte Herr hat zugleich noch den Vortheil, durch jede Unpäßlichkeit sich etwas zu verdienen. Mancher Faule würde in gleichem Verhältniß gar nicht vom Krankenlager kommen.

Logogryph.

Es war bald nach dem Monat Mai,
Am schönen Tag des 1 2 3,
Als ich, just von Geschäften frei,
Zum meinem 12 sprach: 1 2,
Hol 5 den Wagen mir herbei.
Als dieser stand vor meiner Thür,
Fuhr ich nach dem 1 2 3 4.
Ich kam dort an, und fand Plaisir
Und ganz besonders auf dem 4.
Als nun der Abend brach herein,
Trank ich dort, recht mich zu erfreu'n,
Ein Glas 1 2 3 4 5 Wein.

W. S.

*) Die Redaktion des Dampfboots ist gern bereit, Gaben der Milde „für die Abgebrannten in Straßburg“ in Empfang zu nehmen und abzusenden.

D. R.

Unsere am 13. d. M. vollzogene eheliche Verbindung zeigen ergebenst an

Robert Anton Nötzel,
Adelheid Wilhelmine Nötzel,
geb. Strahsen.

Danzig, den 14. November 1836.

Herausgeber und Redakteur Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bonon.